



Wieviel Mord steckt in Mordau?

Wie kam die Mordaualm zu ihrem Namen? Durch eine blutgrünstige Sage? Auch gibt es Hinweise auf eine Blume, die dort oben wächst. Die Heimatzeitung ist der Geschichte auf der Spur.

Von **Andreas Hirsch**

Die Mordaualm im südlichen Lattengebirge, ganz in der Nähe von Ramsau bei Berchtesgaden, ist weit über den Landkreis hinaus bekannt und als Ziel von Wanderungen beliebt. Drei Kaser stehen heute auf der Almfläche in rund 1194 Metern Höhe: Der Kederbacherkaser ist ein Blockbau Legschindeldach, der wohl aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt. Aus einem verputzten Steinbau mit Blockbaukniesockel und -giebel, mit Legschindeldach besteht der vermutlich nach 1800 errichtete Gschofkaser. Der Taubenseekaser wurde 1954 von einer Lawine zerstört und vor etwa 20 Jahren vollkommen neu erbaut. Der heute verschwundene Guggenbichlkaser war bereits zu Ende des 19. Jahrhunderts eine Ruine.

Auffällig ist der ungewöhnliche Name der Alm, dessen Ursprung bislang noch nicht hinreichend geklärt werden konnte. Selbst der bekannte bayerische Namenforscher Wolf-Armin von Reitzenstein muss in seinem Beitrag in der „Geschichte von Berchtesgaden“ aus dem Jahr 1991 passen und schlägt die Sage vom Mord auf der Alm als Erklärung vor: „Der Flur- und Almname Mordau ist in verschiedener Form überliefert: 1385 (Kopie von 1690) Mordaw, 1529 Mardaw, 1529 (Kopie des 16. Jh.) Mardaw und Mordau, 1602 Mordaw und 1795 Mordau. Deshalb wird zur Deutung des Bestimmungsworts das angeblich rätselhafte mara – Stein- oder Schutthalde, was aber hier sprachlich nicht möglich ist, und mittelhochdeutsch marte – Marder, der hier aber māda heißt, herangezogen. Daher hat die Sage durchaus Glaubwürdigkeit, die von Mord oder blutigem Kampf berichtet.“ – Soweit von Reitzenstein. Was hat es also mit der von ihm erwähnten Sage auf sich?

Mordau-Sage vom Ende des 19. Jahrhunderts

Der Salzburger Schriftsteller Rudolf Freisauff von Neudegg d. J. (1848 – 1916) bringt diese im zweiten Band seiner Salzburger Volks-sagen aus dem Jahr 1888: „Am Wege zwischen der Reuter-alpe und dem mit ewigem Schnee bedeckten Watzmann liegt eine Alm, die Mordau genannt. Dasselbst lebte vor langer Zeit eine bildschöne Sennerin, die hatte einen herzigen Burschen zum Schatz, der ihr in innigster Liebe zugetan war. Sie ward jedoch seiner bald überdrüssig, denn ein schmucker Jäger hatte den armen Hirten aus dem Herzen der Dirne verdrängt. Darüber grämte sich der Bursche gar sehr und ward seines Lebens nicht mehr froh; die Sennerin aber hatte Angst, daß die beiden Nebenbuhler einmal aneinandergeraten würden, deshalb bangte ihr für das Leben des Jägers, und sie sann nach, wie sie ihren ersten Liebsten am besten losbringen könnte. Sie vertraute sich deshalb dem Jäger an und fragte ihn um seinen Rat. Der meinte: ‚Schick den Buben doch auf den hohen Göll, da wächst das schönste Edelweiß. Begehre ein Edelweißsträußl von seiner Hand, begehre‘ es immer



Einen Besuch wert: Von der Mordaualm können die Besucher den Blick über Watzmann und Hochkalter schweifen lassen. – Foto: Andreas Hirsch



Die alte schwarz-weiß Aufnahme zeigt die Mordaualm nahe Ramsau rund ums Jahr 1940. – Foto: Sammlung Sepp Leitner

wieder, einmal wird ihm doch etwas begegnen, daß er aufs Wiederkommen vergißt.’

Die treulose Dirne nahm den bösen Rat gar gerne an. Kurze Zeit darauf, an einem Samstag war’s, kam der Hirte zu ihr und sprach: ‚Weißt sie Neues? Der Herzog Friedrich von Bayern fällt ins Berchtesgadener Land herein. Da bin ich denn herauf gekommen zu dir, um dich zu beschützen, da du doch so ganz allein hier oben wirtschaftest.’

‚O du mein Gott!‘ erwiderte die Falsche. ‚Was dir doch geträumt hat! Geh nur wieder heim, oder besser noch, geh hinüber auf den Göll und hol mir ein frisches Edelweiß, die schönsten Blüten, damit ich meinen Hut schmücken kann, wenn ich morgen früh zur Kirche gehe.’

‚Wie du glaubst!‘ antwortete traurig der Hirte, ‚ich hab’s gut gemeint!‘, und ging. Richtig stieg er auf den Göll und fand Edelweiß in Hülle und Fülle. Aber keine Blüte schien ihm schön und groß genug, immer höher stieg er, bis er endlich am äußersten Rande einer Felswand eine Blüte entdeckte, die leuchtete wie laut’res Silber, und groß und schön war, wie keine zweite weit umher. Die mußte sein werden. Er erreicht sie auch, pflückt sie, im selben Augenblick aber weicht der Boden unter seinen Füßen, und er stürzt mit einem gräßlichen Aufschrei hinab in die Tiefe, einen elenden Tod findend.

Inzwischen hatte sich der schmucke Jäger bei der Sennerin eingefunden. Beide waren guter Dinge. Aber ihre Freude war von kurzer Dauer; denn alsbald kam ein Haufe roher Kriegsknechte, die ihren Weg über die Mordau

genommen hatten. Die machten nicht viele Umstände mit beiden, stießen den Jäger nieder und verführten auch mit der Sennerin hart genug, daß sie den Tod davon hatte. Im Sterben schwebte ihr der Geist ihres verratenen Liebsten vor den brechenden Augen und machte ihre letzten Augenblicke zu den martervollsten ihres ganzen Lebens. Die Kriegsknechte aber plünderten die Hütte, nahmen mit, was nicht niet und nagelfest war, schlachteten das Vieh und warfen Brand in die Sennhütte, die beiden Leichen der Gemordeten den Flammen überliefernd. Seitdem trägt die Alpe den Namen ‚die Mordau‘. Im Zwielicht aber schweben allabendlich Geister-schatten trüb und schwer über sie hin. Das sind die Seelen des Jägers und der treulosen Sennerin, die nicht Ruhe finden können.“ Soweit die Sage, die sich vor dem historischen Hintergrund der bayerischen Besetzung Berchtesgadens 1382 zugetragen haben soll.

Wie wahrscheinlich aber ist das? Denn soweit sich erkennen lässt, wurde die Geschichte erst durch den fränkischen Juristen Franz Joseph Englert (1823-1895) im Sommer 1850 verfasst und im Jahr darauf unter dem Titel „Das Edelweiß“ in seinem Berchtesgadener Reiseführer veröffentlicht.

Der Name Mordau hatte wohl die Phantasie Englerts beflügelt, woraufhin er die romantische Geschichte um betrogene Liebe, das rächende Schicksal und das Edelweiß als Liebesbeweis ersann. Ursprünglich war es jedoch nicht diese Pflanze, sondern das so genannte „Gamsbleame“ oder Alpen-Aurikel (*Primula auricula*), das für die Alpenbewohner beson-



Der blühende Alpen-Mutterwurz in der Natur... – Foto: Franz Pichler

dere kultische Bedeutung besaß. Geschickt wählte Franz Joseph Englert jedoch das Zeitalter, in dem seine Geschichte angesiedelt ist und verquickte somit das Erzählte mit belegbarer Geschichte.

Eine weitere Veröffentlichung erfolgte in Englerts „Berchtesgadener Mährchen“, die er 1857 in Reichenhall drucken ließ. Bereits 1852 übernahm der aus Hessen stammende bekannte Sagensammler Alexander Schöppner das ganz offensichtliche Kunstmärchen in sein Werk „Sagenbuch der bayerischen Lande“. Damit ging es als fester Bestandteil in die Berchtesgadener Sagenwelt ein. Dass es sich bei der Mordau-Sage tatsächlich um ein „uraltet“ Volkserzählung handelt, wie in zahlreichen Sagenbüchern suggeriert wird, ist also höchst fragwürdig.

Mutterwurz, auch „Mordau“ genannt

Auf eine weitere Möglichkeit, wie der Name Mordau gedeutet werden könnte, wies den Verfasser dieser Zeilen Rudolf Hirsch aus Piding hin, der in einer Zeitschrift auf Professor Doktor Otto Sendtner (1813-1859) gestoßen war. Dieser war Ordinarius für Botanik an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Im Jahre 1854 unternahm er eine Forschungsreise durch den Bayerischen Wald, die er in Aufzeichnungen festhielt. Im Kapitel „Gewächse am Weg“ heißt es: „...die eine (*Meum Mutellina*) heißt hier [die] Bärwurz, in den Alpen [der] Mordau, und ist zusammen mit



... und die Zeichnung aus dem 19. Jahrhundert. – Foto: Hirsch

der zweiten, dem Frauenmäntelchen (*Alchemilla vulgaris*) das gerühmteste Futterkraut für Kühe...“

Zieht man diverse botanische Lexika zu Rate, so kann man feststellen, dass Sendtner mit der Bezeichnung „Mordau“ die Alpen-Mutterwurz meinte, da er mit „*Meum Mutellina*“ deren damaligen botanischen Namen verwendete. Sowohl Bärwurz als auch Alpen-Mutterwurz werden zur Herstellung des bekannten Bärwurz-Schnapses verwendet. Unter den Herstellern im Bayerischen Wald bestehen offenbar unterschiedliche Auffassungen darüber, welche Pflanze die eigentliche Bärwurz darstellt und somit im gleichnamigen Schnaps Verwendung findet.

Meum athamanticum (Bärwurz) und *Ligusticum mutellina* (Alpen-Mutterwurz) sind sich ähnlich im Aussehen, Geruch und Geschmack, weshalb früher meist nicht zwischen den beiden Pflanzen unterschieden wurde. Darauf weisen auch einige der volkstümlichen Namen der Alpen-Mutterwurz hin: Bärenfenchel, Alpenbärenkraut und Alpen-Bärenfüll. Weitere Volksnamen der Alpen-Mutterwurz lauten Muttern, Mutteli, Mutterkraut, Mattau, Madaun und eben „Mordau“. Liegt darin möglicherweise die vollkommene unspektakuläre Erklärung für den Namen der Mordau-alm?

Die Alpen-Mutterwurz kommt auf alpinen Wiesen und Weiden und in Höhenlagen von etwa 1100 bis 3000 Metern vor. Auf dem Gebiet des Nationalparks Berchtesgaden ist sie zerstreut bis verbreitet, auf frischen, humosen, oft leh-

migen Böden vor allem in Rostseggenrasen und Weidebeständen (*Trifolium-Festucetum violaceae*), meist oberhalb etwa 1300 Metern zu finden.

Laut Fachliteratur gilt sie als „eine der besten Futterpflanzen der Alpen. In jungem Zustand ist sie reich an Rohweiß und Fetten. Für das Vieh ist es eine gute Nahrungs- und Heilpflanze. Sie fördert die Milchleistung und -güte und wirkt im Darm erwärmend, hilft bei Koliken und schützt vor Erkältungen.“ In der Volksmedizin wurde sie bei Blähungen, Verstopfungen, Leber-, Nieren- und Blasenleiden sowie bei zahlreichen Frauenerkrankungen verwendet.

Der Tiroler Sprachwissenschaftler Hans Moser schreibt in seinem Wörterbuch der Südtiroler Mundarten: „Mataun, vermutlich eine lautliche Entstellung des Namens *mutellina*, volkstümliche Bezeichnungen in anderen Regionen des deutschen Sprachraums: Muttern, Mutteli und Mutterkraut, das Madautal in den Lechtaler Alpen und der Ort Madaun sind nach der Pflanze benannt.“ Dass Fluren, Almen und Berge ihre Namen der Vegetation verdanken, kommt gar nicht so selten vor. Auf dem Gebiet der ehemaligen Fürstpropstei Berchtesgaden gibt es dafür einige Beispiele.

Der Lehennamen Aschau geht auf mittelhochdeutsch asch – Esche zurück, während Eßbach auf einen Bestand von Espen (Pappeln) hindeutet und auf das Vorkommen von Salweiden verweist der Name der Salet-alm. Dem abgegangenen Bergnamen Fahreneck liegt das Farnkraut zu Grunde. Es handelt sich dabei vielleicht um das heutige Sulzeck südlich des Roßfelds. Der Gnotschaftsname Schwarzzeck verweist auf dunklen Nadelwald auf einer Anhöhe. Für die Ragert-alm schlägt von Reitzenstein ragg – Baumbart (Baumflechten) vor, was auf dessen Vorkommen an dieser Stelle hinweisen würde. Warum sollte also nicht das Vorkommen des Mordau (Alpen-Mutterwurz) Pate gestanden haben für den Namen der Mordau-alm? Diese Deutung ist zweifellos plausibler als die Herleitung von einer über 600 Jahre zurückliegenden vermeintlichen Mordgeschichte. Freilich ist sie weit weniger spektakulär!

Für wertvolle Hilfe dankt der Autor Dr. Johannes Lang, Sepp Leitner und Ulrike Rapold-Kern.

Quellen: Angerer der Jüngere, Johannes Lang, Sagenbuch des Reichenhaller Landes, Bad Reichenhall 2018, S. 18-20.

Rudolf Freisauff von Neudegg d. J., Salzburger Volkssagen, B. 2, Wien/Pest/Leipzig 1880

Johannes Lang, Zum Berchtesgadener Krieg von 1382. Neue Aspekte zur Vorgeschichte der Salzburger Inkorporation Berchtesgadens, in: Salzburg Studien. Forschungen zu Geschichte, Kunst und Kultur, Bd. 13, Salzburg 2012.

Hans Moser, Wörterbuch der Südtiroler Mundarten, Innsbruck 2015.

Nationalpark Berchtesgaden (Hg.), Die Farn- und Blütenpflanzen des Nationalparks, 1997, S.76.

Wolf-Armin von Reitzenstein, Siedlungsnamen, Flurnamen u. Lehennamen, in: Walter Brugger, Heinz Dopsch, Peter Kramml, Geschichte von Berchtesgaden, Band I, 1991, S. 136, 150, 151.

Otto Sendtner, Die Vegetations-Verhältnisse Südbayerns, München 1854, S. 466, 595, 781;

Die Vegetationsverhältnisse des Bayerischen Waldes, München 1860, S. 239.

Astrid Süßmuth, Lexikon der Alpenheilpflanzen, Kändern 2014.

„Heimatblätter“, Beilage zu „Reichenhaller Tagblatt“ und „Freilassinger Anzeiger“, gegründet 1920 von Max Wiedemann, Druck und Verlag der „BGL-Medien und Druck GmbH & Co KG“, Bad Reichenhall.

Der Pionier des Reichenhaller Schulwesens

Nach ihm sind Schule und Straße benannt: Gottfried Heilingbrunner steht wie kein anderer für die Weiterentwicklung des Reichenhaller Bildungswesens.

Von Dr. Helga Proisinger

Mit kritischen Worten kommentierte Sebastian Degenbeck, langjähriger Stadtpfarrer der Reichenhaller St. Nikolauskirche, die feierliche Eröffnung der neu erbauten, in der Stadt seit langem dringend benötigten Knabenschule am Jahresbeginn 1909: „Wo gäbe es im ganzen Bayernland noch eine zweite Stadt von der Größe Reichenhalls, die bis in die jetzige Zeit kein Schulhaus ihr eigen hätte nennen können? Reichenhall konnte dies! Die Knaben waren Hospitanten bei den Herren Magistratsräten oder Kandidaten bei der Feuerwehr!“ – so die Worte Degenbecks. Damit spielte er auf die gerade für die Reichenhaller Buben äußerst unerfreulichen schulischen Verhältnisse an. Denn tatsächlich wurden diese – noch dazu in einer Zeit, als sich Reichenhalls Aufstieg zum mondänen Heilbad längst abzeichnete – über Jahrzehnte hinweg weitgehend behelfsmäßig in Räumen des städtischen Rathauses oder der örtlichen Feuerwehr unterrichtet.

Projekte, die das Prestige des Kurorts förderten, der Bau einer Wasserleitung und einer Kanalisation seien stets vorrangig gewesen, lautete Degenbecks Vorwurf gegenüber dem Magistrat der Stadt. Die Bildung der einheimischen Schuljugend hingegen habe man sträflich vernachlässigt. Es war das Verdienst des Reichenhaller Lehrers Gottfried Heilingbrunner, diese schulische Misere beendet zu haben, indem er sich maßgeblich für den Bau eines Knabenschulhauses in der Stadt einsetzte und Magistrat und Gemeindegremium von der Dringlichkeit eines solchen Projekts überzeugte.

Seit dem 23. Dezember 1802 gab es in Bayern – veranlasst durch Kurfürst Max IV. Joseph und seinen Minister Maximilian Graf Montgelas – eine allgemeine Schulpflicht für Kinder vom sechsten bis zum zwölften Lebensjahr. In Anbetracht der in den Jahren um 1800 geradezu erbärmlichen schulischen Bedingungen – oft bestritten unwissende, in der Bevölkerung wenig angesehene Mesner den Unterricht – setzte sich vor allem der in vielen gesellschaftlichen Bereichen reformerisch wirkende Minister Montgelas, ein überzeugter Anhänger aufklärerischer Ideen, für eine Intensivierung des Bildungswesens ein.

Schulpflicht nur schwer durchzusetzen

Der Durchführung dieser Schulpflicht standen allerdings erhebliche Schwierigkeiten im Weg: Zunächst fehlte es an qualifizierten Lehrern, oft drängten sich 80 bis 100 Schüler in einer engen Stube, die zugleich dem Lehrer und seiner Familie als Wohnraum diente. Wesentliche Widerstände gegen einen verpflichtenden Schulbesuch kamen auch vonseiten der Eltern, die oft keinerlei Verständnis für eine Bildung ihrer Kinder besaßen, in der Schulpflicht ein Werk der Aufklärung sahen und sie somit als antikirchlich betrachteten. Auch weil man gerade ältere Kinder dringend zur Mitarbeit in der Landwirtschaft und in der Familie benötigte, ließ sich ein verpflichtender Schulbesuch nur sehr zögerlich durchsetzen.

Vor Einführung der Schulpflicht gab es in Reichenhall allerdings bereits eine „Schule“. Für



Die Grundschule an der Heilingbrunnerstraße: Noch immer lernen in dem altherwürdigen Gebäude die Reichenhaller Mädchen und Buben Lesen und Schreiben.



Im Porträt: Namensgeber Gottfried Heilingbrunner.



Ein lesender, noch mit Rock bekleideter Knabe ziert den Eingang.



In Stein gemeißelt: Die Figuren über dem Portal der Schule zeigen eine Frau und Kinder. – Fotos: Privat

Kinder, deren Eltern in der Saline beschäftigt waren – dabei handelte es sich um einen erheblichen Teil der Reichenhaller Bevölkerung –, stand dort ein etwa 100 Schülern Platz bietender Raum zur Verfügung. Die Situation verschlechterte sich aber, als aufgrund der staatlichen Regelung die Zahl der Schüler deutlich zunahm.

Als schließlich infolge des verheerenden Stadtbrands von 1834 die Saline ein Opfer der Flammen wurde, bedeutete dies den gänzlichen Ruin des Reichenhaller Bildungsbetriebs. Um die Schüler in der folgenden Zeit wenigstens notdürftig unterrichten zu können, stellte man ihnen die verschiedensten Lokalitäten, sogar die Tanzsäle in Wirtshäusern, zur Verfügung. Erst nach dem Bau des Rathauses im Jahr 1850 wandten sich die Verhältnisse zum Besseren, da dort einige Räume für unterrichtliche Zwecke genutzt werden konnten. Doch nach wie vor fehlte der Reichenhaller Jugend ein eigenes Schulhaus.

Für die Mädchen im Ort sollte sich die schulische Situation allerdings bald ändern. In dem zum Schulhaus umfunktionierten ehemaligen „Bäcker-Stallinger-Haus“ am Oberen Lindenplatz übernahmen Lehrerinnen vom Orden der Englischen Fräulein im April 1852 den Volksschulunterricht der Mädchen. Für die Stadt Reichenhall, in der die Folgen der Brandkatastrophe nach wie vor zu spüren waren, bedeutete dies eine

große finanzielle Entlastung; denn die Ordensfrauen unterstützten sie durch die Gründung ihrer „Volksschule St. Maria“ bei der Trennung der Knaben- und Mädchenschule.

Im Wesentlichen war es der Initiative und dem energischen Auftreten Gottfried Heilingbrunners – Hauptlehrer an der im Reichenhaller Rathaus untergebrachten sogenannten „Werktagsschule“ – zu verdanken, dass endlich auch die Buben im Ort ihr eigenes Schulhaus bekamen und damit ihr Schattendasein im Magistratsgebäude beziehungsweise im Feuerhaus am Ägidiplatz ein Ende fand. Für die Errichtung eines künftigen Knabenschulhauses hatte die Stadt im Jahr 1903 den im Gebiet der heutigen Heilingbrunnerstraße liegenden salinischen Leitgarten gekauft.

1907 beauftragte eine Baukommission unter Mitwirkung Gottfried Heilingbrunners den Münchner Architekten Johann Müller mit Planung und Konzept für das neue Schulhaus. Doch Heilingbrunner, der Initiator und geistige Vater der so lange erhofften Reichenhaller Bildungseinrichtung, konnte deren feierliche Eröffnung am Beginn des Jahres 1909 nicht mehr erleben. Er war wenige Wochen zuvor am 21. Dezember 1908 verstorben.

Neueste medizinische Erkenntnisse, vor allem die Empfehlungen des bekannten Hygieneforschers Max von Pettenkofer, hatte

man beim Bau des Knabenschulhauses berücksichtigt; denn seit dem Ende des 19. Jahrhunderts war es üblich, öffentliche Gebäude, in denen eine Vielzahl von Menschen zusammenkam, nach strengen hygienischen und sanitären Aspekten zu kontrollieren.

Lichtdurchflutete Klassenzimmer und Garten

Saß bislang eine große Anzahl von Schülern in beengten, oft auch düsteren und schlecht belüfteten Räumen, so entsprachen Schulen wie das damals neu erbaute Reichenhaller Knabenschulhaus mit ihren großzügigen, lichtdurchfluteten Klassenzimmern, den weiten Gängen und einem das Gebäude umgebenden Garten den verlangten gesundheitlichen Kriterien. Schulische Einrichtungen sollten seinerzeit aber auch, wie an der repräsentativen Fassade des Knabenschulhauses deutlich zu erkennen ist, das architektonische Bild einer Stadt aufwerten.

Als einen Pionier des Reichenhaller Schulwesens kann man Heilingbrunner zu Recht bezeichnen. Denn er war auch Mitbegründer und langjähriger Leiter der ebenfalls im Feuerhaus untergebrachten „Fortbildungsschule“. Seit der beginnenden Industrialisierung in der Mitte des 19. Jahr-

hunderts war es in Bayern üblich, junge Menschen, oft künftige Handwerker oder Gewerbetreibende, mit einem über den Unterricht an Volksschulen hinausgehenden Bildungsangebot auf die Praxis des Berufslebens vorzubereiten. Dr. Georg Kerschensteiner, seit 1895 Stadtschulrat in München und bekannt als Reformpädagoge, zählte zu den Vorkämpfern dieser „Fortbildungsschulen“, der späteren „Berufsschulen“.

Kerschensteiner entwickelte nicht nur Modelle eines praxisbezogenen Unterrichts, wichtig schien ihm auch, diesen mit politischer und staatsbürgerlicher Bildung zu verbinden. Kerschensteiners reformerische Ideen, vor allem seine Vorschläge für einen handlungsorientierten Unterricht, dürften den für Neues stets aufgeschlossenen Lehrer Heilingbrunner bei der Leitung der 1871 von ihm ins Leben gerufenen Reichenhaller „Fortbildungsschule“ deutlich beeinflusst haben.

Mit eigenem Denken Interesse am Lernen geweckt

Anlässlich Heilingbrunners Tod ließen einige seiner einstigen Schüler die Erinnerung an ihren Lehrer lebendig werden. Sein ausgeprägter Gerechtigkeitsinn und seine natürliche Autorität hätten ihn nie dazu verleitet, sich gegen-

über seinen Schülern tatsächlich „autoritär“ zu verhalten.

Von herkömmlichen Unterrichtsmethoden sei er gerne abgewichen und statt sturen Paukens – so die einstimmige Erinnerung – habe er das eigenständige Denken der ihm anvertrauten Schüler gefördert und damit ihr Interesse am Lernen geweckt. Als die Nachricht von Heilingbrunners Tod bekannt wurde, zeigten sich in einem im Reichenhaller „Grenzboten“ veröffentlichten Nachruf noch einmal die ihm entgegengebrachten Sympathien: „Seine einstigen Schüler“, hieß es da, seien „inzwischen in der weiten Welt zerstreut, doch wenn sie seinen Tod erfahren, dann wird wohl so manche Träne in Männeraugen glitzern.“

Heilingbrunners Aktivitäten erstreckten sich nicht allein auf schulische Belange. Als langjähriger Chorleiter der Reichenhaller „Liedertafel“ spielte er im gesellschaftlichen Leben der Stadt keine unbedeutende Rolle. Ein Großteil der Bevölkerung war seinerzeit erstmals in den Genuss von „Freizeit“ gekommen, sodass in den Jahren um 1900, auch als Ausdruck eines gewachsenen bürgerlichen Selbstbewusstseins, das Vereinsleben im Ort florierte.

Gerade Liedertafeln und Gesangsvereine erfreuten sich damals besonderer Beliebtheit; denn fern der politischen Auseinandersetzung führten sie Menschen gleicher Interessen zusammen. Waren es zu Beginn des Jahrhunderts in dem von Carl Friedrich Zelter in Berlin gegründeten ersten Männerchor vorwiegend patriotische Gesänge, die das gesteigerte deutsche Nationalgefühl im Kampf gegen Napoleon zum Ausdruck brachten, so dürfte zu Heilingbrunners Zeiten das Repertoire der 1847 in Reichenhall „zum Zwecke der Gesangsentwicklung“ ins Leben gerufenen „Liedertafel“ weit vielfältiger gewesen sein.

Doch vor allem wegen seines Engagements für die Weiterentwicklung des Reichenhaller Bildungswesens ist Gottfried Heilingbrunner in der Stadt nicht vergessen. Die nach ihm benannte Straße und auch das Schulhaus, das seinen Namen trägt – die heutige Grundschule –, halten die Erinnerung an einen verdienstvollen Mitbürger wach.

Quellen: „Der Grenzbote“ 1897, 1908, 1909